

Deutsche Reich als „Gottesdienst“ preist (29) oder wenn ein steirischer Pfarrer den „Führer“ als den größten Mann, „den gegenwärtig die Erde trägt“, bezeichnet (16). Im Allgemeinen kommt Moritz jedoch nicht über bisher schon Bekanntes hinaus. Auch sind die meisten seiner Zitate nicht das Resultat eigener Forschung, sondern stammen aus zweiter Quelle (vgl. die Anmerkungen).

Das gebotene Bild wirkt undifferenziert und berücksichtigt die damalige Situation viel zu wenig. Dass anfänglich von einzelnen Kirchenvertretern Versuche unternommen wurden, durch ein gewisses Maß an Anpassung für die Kirche zu retten, was noch zu retten war, ist eigentlich selbstverständlich. Moritz erblickt darin freilich nur Bestrebungen, zum Erhalt der *Institution* Kirche sowie des kirchlichen Lebens beizutragen (87). Dass damit auch ein schützendes Dach über Menschen gespannt wurde, wird übersehen. Unbeachtet bleibt auch, dass man im totalitären Staat Hitlers nicht so agieren und protestieren konnte, wie dies in einer Demokratie möglich ist. Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ Papst Pius' XI. (1937) wird vom Autor nicht besonders hoch eingeschätzt; SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich stellte in ihr jedoch „hochverräterische Angriffe gegen den nationalsozialistischen Staat“ fest (H.-A. Raem, Katholische Kirche und NS, Paderborn 1980, 68). Tatsächlich hat das Dokument den Kirchenkampf im Altreich nicht unwesentlich verschärft. Das mahnt zur Vorsicht. Jede von der Kirche gesetzte Maßnahme bedurfte eben einer äußerst schwierigen Güterabwägung!

War die „Kollaboration“ zwischen Regime und Kirche so groß, wie dies Moritz unterstellt, dann fragt man sich, warum es überhaupt einen „Kirchenkampf“, der in Österreich viel heftiger tobte als in Deutschland, gegeben hat und warum so viele Priester in Gefängnissen und Konzentrationslagern eingesperrt waren (in Oberösterreich 140, von denen 16 ums Leben kamen), wenn sie doch angeblich das Regime so nachhaltig unterstützten.

Dass es, vor allem bei der Jugend, eine erstaunlich aktive „Kirche im Untergrund“ gegeben hat, wird vom Autor ebenso verschwiegen wie der damals vielfältig manifestierte „Widerstand durch Kirchentreue“.

Gewiß, das Verhalten der Kirche in der NS-Zeit war, nicht nur bei den Amtsträgern(!), kein reines Heldenepos. Insgesamt aber hat die Kirche viel positiver agiert, als es das Buch von Moritz wahrhaben will.

Einige Sachfehler seien im Folgenden aufgelistet: Linz hatte nie einen „Fürstbischof“ (24); der Jesuit und Männerseelsorger Abel hieß nicht Karl

(119), sondern Heinrich; Sebastian Brunner war Weltpriester, die Bezeichnung Pater (120) kommt ihm also nicht zu. P. Franz Reinisch wurde nach Moritz wegen Verweigerung des Wehrdienstes aus dem Pallottinerorden ausgeschlossen (156), was aber nicht zutrifft (H. Moll, Zeugen für Christus, Paderborn 1999, 839). Franz Loidl war Professor für Kirchengeschichte, nicht Pfarrer (220); auch Jakob Fried war nicht Pfarrer (226), sondern Domkapitular in Wien. Der Ausdruck „Tiroler katholischer Bischof“ (250) wirkt übrigens ebenso wenig kompetent wie der Terminus „pastoralischer Besuch“ (250). Selbst wenn man diese Fehler nicht überbewertet, dienen sie jedenfalls nicht dazu, Vertrauen in die Arbeitsweise von Moritz zu wecken.

Im Literaturverzeichnis vermisst man zahlreiche einschlägige Studien; ein Register wurde dem Buch nicht beigegeben. Abschließend sei der vorliegenden Arbeit nicht vorgeworfen, dass sie kritisch gegen die Kirche, sondern dass sie unkritisch ist.

Linz

Rudolf Zimhobler

■ PUTZ ERNA/SCHUEUR MANFRED (Hg.), *Wir haben einander gestärkt. Briefe an Franziska Jägerstätter zum 90. Geburtstag*. Edition Kirchenzeitung, Linz 2003. (224) Brosch. € 13,00 (A). ISBN 3-902237-04-X.

59 Menschen aus aller Welt sind der Einladung der Jägerstätter-Biografin Erna Putz und des diözesanen Postulators im Seligsprechungsprozess Manfred Scheuer gefolgt, Franziska Jägerstätter zum 90. Geburtstag einen öffentlichen Brief zu schreiben. Liest man die Briefe von Persönlichkeiten aus Kirche, Kunst, Kultur, Politik usw., ist immer wieder von der großen, ganz besonderen Ausstrahlung dieser einfachen Frau aus dem Innviertel die Rede.

Man erfährt aber auch etwas von der Rezeptionsgeschichte des Franz Jägerstätter. Der Märtyrer diente Konzilstheologen als Vorbild auf dem II. Vat. Konzil, amerikanischen Friedensaktivisten als Vorbild im Kampf gegen den Vietnamkrieg, er diente als Leitfigur im Kampf gegen Gewalt in heutigen Tagen bis zum Vorbild für Partnerschaftskonflikte. Bisweilen nimmt die Bewunderung des Märtyrers Formen an, die dem Geschehen den Boden der Geschichtlichkeit zu entziehen drohen und Franziska Jägerstätter so beschreiben, als wäre sie von Anfang an souverän über den Dingen gestanden, als hätte es keine Verzweiflung und keine Traurigkeit gegeben. „Seien Sie gepriesen für die Kraft, die Sie Ihrem heldenhaften Mann gaben“ (115). Sie wird sogar zur offiziellen Vertreterin der österreichischen Kirche hochstilisiert: „Es ist das ermutigende Gegenstück zu Innitzer“ (92).

In anderen Briefen kommt die Spannung zwischen dem historischen und dem heute aktuellen Zugang besser zum Ausdruck. Was heute vielen als Quasi-Mitwirken am politischen Widerstand des Franz Jägerstätter erscheint, könnte damals ja auch ein schlichtes zu-ihrem-Mann-Halten gewesen sein. „Du hast in tiefem Vertrauen auf Gott Franz nicht widersprochen, weil du wusstest, dass er nur noch trauriger und einsamer wäre, wenn auch du ihm Vorwürfe machtest.“ (188). Die Briefe an die Jubilarin lassen aber auch erkennen, dass in offiziellen politischen Stellungnahmen bis heute Rücksicht auf die Kriegsdienst-Leistenden opportun scheint. „... hat er keinesfalls jene angeklagt, die im fürchterlichen II. Weltkrieg ihre Pflicht tun mussten“ (127). Wohltuend liest sich, dass die Haltung der offiziellen Kirche nicht mehr ablehnend oder reserviert gegenüber Franz Jägerstätter ist. (33) In Übereinstimmung mit dem Titelbild, das eine fröhlich lachende Franziska Jägerstätter zeigt, tritt einem in den Briefen eine Frau entgegen, die – gereift durch eine wahrscheinlich für niemanden vorstellbare Biografie – zu einer Fröhlichkeit und zu einer Ausstrahlung aus dem Glauben gefunden hat, die sie völlig zu Recht aus dem Schatten ihres Märtyrer-Ehemannes herausstellt. Vielleicht charakterisiert die Großartigkeit der Frau am besten, was Kard. Christoph Schönborn über Franziska Jägerstätter berichtet. „In der anschließenden Audienz wurden Sie dem Hl. Vater persönlich vorgestellt. Spontan haben Sie seinen Segen erwidert und ihm ein Kreuzzeichen auf die Stirn gemacht“ (153).

Linz

Helmut Wagner

LEXIKA

■ THEOLOGISCHE REALENZYKLOPÄDIE (TRE), Bd 33: *Technik – Transzendenz*, hg. von G. Müller. De Gruyter, Berlin – New York 2002. (1–810) Ln. € 248,00 (D).

THEOLOGISCHE REALENZYKLOPÄDIE (TRE), Bd 34: *Trappisten/Trappistinnen – Vernunft II*, hg. von G. Müller. De Gruyter, Berlin – New York 2002 (1–792) Ln. € 248,00 (D).

Im Band 31 der TRE haben die Herausgeber einige Markierungen genannt, an denen dieses große Projekt orientiert ist. Ich bin in meiner Rezension darauf eingegangen. Jetzt, beim Lesen in den hier vorgestellten Bänden 33 und 34, ist mir die Frage nach der Form enzyklopädischer Darstellung noch einmal in den Sinn gekommen. Neben allen sachlichen Kriterien der historischen und systematischen Gestaltung gibt es außer vielen beachtenswerten Gesichtspunkten nicht zuletzt den Aspekt der Sprache. Ich glaube nicht, dass man

darüber einfach hinwegsehen kann. Die Sprache der Enzyklopädien (und der Lexika) muss kein leicht verzehrbare Vergnügen sein, aber quälen soll sie doch auch nicht. Ich habe den folgenden Satz zuerst nicht verstanden, ihn aber dann, als ich das Gebilde nach mehrmaligem Buchstabieren entziffert hatte, als ein lehrreiches Beispiel für die Mühseligkeit der enzyklopädischen Sprachform empfunden. Da steht denn zu lesen: „Statt dessen wird Unsterblichkeit im qualifizierten Sinne in eben jener Theonomie gesehen, die in Gestalt des am Differenzpunkt von Anschauung und Gefühl aufgewiesenen transzendental-leistenden Grundsachverhalts Konstitutionsprinzip von Subjektivität jeder Art ist.“ (TRE 34, 390; vgl. auch 33, 2. 326. 330) Wer je einen Lexikon-Artikel verfasst hat, weiß um die Nöte und Versuchungen, die mit solchen Aufgaben verbunden sind, wie leicht aus dem Gedränge der erlaubten Zeilen und der vielen, unverzichtbaren Gedanken die gequetschte Glossalie hervorgeht. Geboten wären Kürze, Deutlichkeit, überschaubarer Satzbau, wie in der Architektur die Kunst, auf engstem Raum freie Artikulation zu finden. Aber da wird geschachtelt, gestapelt, gehäuft, ineinander verzängt, je enger und sperriger um so besser. Steckt nicht im Adjektiv *enzyklopädisch* das Wort *Paideia* und meint das nicht immer und allemal Verständlichkeit, also Vermeidung der Sondersprachlichkeit, Mitteilbarkeit nach allen Seiten? – Eine andere Lese Frucht, über Mozarts Bedeutung für das Theater: „Was Gluck begonnen, führte Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) zum Gipfel ... Sein *Don Giovanni* (1787) zeigt Höhen und Abgründe sinnlicher Leidenschaft und trotziger Selbstbehauptung. In der *Zauberflöte* (1791) mag man eine freimaurerische Weltanschauungssoper sehen und auf die eklatanten Brüche des Librettos verweisen, um dieses Werk zu kritisieren; es bleibt durch die Musik ein Panorama des Menschlichen. Überragend ist die Theatralität der Mozartoper. Neben die Arienkunst treten die hochdramatischen Ensembleszenen mit den großen Quartetten oder Sextetten: Mozarts Bedeutung für die Musik- und Theatergeschichte ergibt sich nicht durch irgendwelche programmatischen oder formalen Neuerungen oder Reformen, sondern durch überragende Qualität. Die Sonderstellung, die S. Kierkegaard und K. Barth mit ästhetischer und theologischer Begründung Mozart einräumen, gebührt dem Meister, der in der ganzen Zeit seines kurzen Lebens ein Wunderkind geblieben ist.“ (TRE 33, 185) Was gewinnt der Leser aus solchen „Mitteilungen“? Doch eher das Gefühl, dass ihm nichts mitgeteilt wird. Er begegnet einer Mischung aus bereitliegenden Urteilen (Mozart ist groß, das immerwährende Wunderkind, das unüberholbare Pa-